

Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 9 (1949)

Artikel: Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philosophie

Autor: Glinz, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philosophie

Von Hans Glinz*

Eine klare und sichere Einsicht zu gewinnen in den Zusammenhang von Sprachbesitz und Denkfähigkeit, von Sprachgemeinschaft und Kulturgemeinschaft, ja überhaupt von Sprache und Menschenwelt und -geist, — das ist wohl eine derjenigen großen Aufgaben, welche den menschlichen Erkenntniswillen zugleich unwiderstehlich anziehen und unbarmherzig zurückstoßen.

Zeugnisse für die Anziehung sind alle Bemühungen um Grammatik und Sprachtheorie, von den Anfängen bis auf den heutigen Tag. Wir finden hier fast alle großen Namen der Philosophie. Neben dieser Anziehung steht aber auch stärkste Abstoßung. So sicher wohl jeder Denkende irgendeinen Zusammenhang von Sprache und allgemeinem Geistesleben anerkennt, ja fordert, so schwer wird es, diesen Zusammenhang irgendwie scharf zu fassen, ihn im konkreten Fall herauszupräparieren und ihn wissenschaftlich zu erklären.

Dazu tritt noch, daß gerade auf diesem Gebiet, wie bei den meisten großen Fragen der Menschen, nicht nur die ernsthafte, ehrlich-kritisch bemühte Forschung zum Worte kommt, sondern auch die verschiedensten Arten oberflächlich-voreiliger Systembildung bis hin zu wilder Spekulation.

Es ist daher sehr wohl verständlich, wenn viele Forscher dieses verlockende, aber schwierige und gefährliche Gebiet nach Möglichkeit vermeiden: nicht aus Mißachtung oder gar aus Unkenntnis der hier liegenden Probleme, sondern aus dem sehr begründeten Zweifel, ob diese in ihrer Wichtigkeit sehr wohl erkannten Aufgaben überhaupt lösbar sind.

Ist es nun bei dieser Sachlage nicht vermessen, im Rahmen einer kurzen Rede ein solches Problem wie «Sprachwissenschaft und Philosophie» überhaupt anzupacken?

* Antrittsrede als Privatdozent, gehalten am 14. Mai 1949 im Auditorium Maximum der Universität Zürich.

Es wäre vermessen, wenn das Thema lautete: «Der Zusammenhang von Sprache und Menschenwelt und -geist» und wenn der Redner den Anspruch erheben würde, materiell auf das Ganze einzugehen. Das ist aber keineswegs der Fall. Es soll nur gewissermaßen, um einen Vergleich mit parlamentarischen Gepflogenheiten zu gebrauchen, eine *Eintretensdebatte* eröffnet werden. Ein sehr wichtiges, aber auch sehr schwieriges Geschäft, vorliegend seit dem ersten Beginn aller Verhandlungen, ist schon oft beraten, aber noch nie befriedigend erledigt und daher immer wieder vertagt worden. Nun heißt die Frage: soll man sich nochmals mit aller Kraft an die Behandlung machen oder soll man das Geschäft, als aussichtslos, endgültig abschreiben und aus Abschied und Traktanden fallen lassen?

Aus dem Vergleich auf unsere Sache angewendet: Wir fragen noch nicht, *wie* Sprache, Welt und Menscheng Geist in allen Einzelheiten zusammenhängen. Wir fragen erst: Hat es überhaupt einen Sinn, nach einem solchen Verhältnis — mag es nun sein wie es wolle — mit wissenschaftlichen Mitteln zu forschen? Ist das Gebiet, in welchem sich solcher Zusammenhang voraussichtlich findet, der wissenschaftlichen Erklärung überhaupt zugänglich? Besitzen wir objektive Forschungsmethoden, die wir hier mit Aussicht auf Erfolg anwenden können?

Je nach der Beantwortung dieser Vorfrage werden wir uns nachher an die eigentliche Arbeit machen, oder aber wir werden die Aufgabe als unlösbar beiseite stellen müssen. Erst nach einem positiven Ergebnis der Eintretensdebatte wendet man sich ja der materiellen Behandlung einer Vorlage zu.

Damit haben wir unsere heutige Aufgabe umschrieben. Zu ihrer Lösung tun wir nun zuallererst einen wichtigen Schritt *zurück*: Wir betrachten nicht die fertigen Gestalten, nicht die ausgeformten Ergebnisse der heutigen oder einer früheren Sprachwissenschaft und Philosophie, sondern wir wenden uns einmal zur *Methode*, die auf beiden Seiten zur Gestaltung eben dieser Ergebnisse geführt hat und noch führt. Vielleicht daß wir hier, in der lebendigen Gestaltungsarbeit der Methode, Zusammenhänge abzulesen vermögen, die an den fertigen, gewissermaßen erstarrten Gestalten nicht mehr erkennbar sind.

Wir beginnen gleich mit dem heikleren Stück der Untersuchung: Was ist Philosophie, und was ist ihre Methode?

Was ist Philosophie, wo liegt ihr Kernbereich, und welche Methode hat zu den Gestaltungen geführt, die wir hier erkennen? Umfang und Tiefe dieser Fragen gestatten uns zum vornherein nur eine sehr allgemeine, vorsichtig umschreibende Beantwortung. Doch hoffen wir, sie genüge für unsern Zweck.

In Handbüchern unterscheidet man als «Teile» der Philosophie oft Logik, Ästhetik und Ethik, grob übersetzt: Lehre vom wahren Denken, vom künstlerischen Empfinden und vom sittlichen Handeln. In früheren Jahrhunderten galt als Kernbereich aller Philosophie die Metaphysik, die Lehre von den letztgültigen Dingen. Was gilt heute als solcher Kernbereich?

Wir wagen es nicht, zu entscheiden, und begnügen uns mit der sehr allgemeinen Bestimmung: Philosophie ist in ihrem Wesen *letzte Bemühung um denkend-umfassendes Verständnis des Menschen und der Welt*. In gewissem Sinne läßt sich vielleicht sagen, sie sei der letzte, *unmittelbar vom Menschen zu erreichende Hintergrund* aller Wissenschaft, Kunst, ja alles Lebens. «Unmittelbar zu erreichende» soll dabei die Philosophie unterscheiden von dem andern, noch tieferen Hintergrund unseres Denkens und Seins, der nicht aus menschlichem Beobachten und Forschen, sondern aus Glauben und Offenbarung gewonnen wird, und dem die Bemühung der Theologie gilt.

Doch stellt sich nun die Frage: welche *Methode* hat der Mensch, um die Aufgabe zu lösen, die in dem so umschriebenen Begriff von Philosophie enthalten ist?

Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir wohl zugeben: es gibt *keine* allgemeingültige Methode, die uns hier einen sichern und objektiven Fortschritt ermöglichen könnte. Für diese letzten Fragen haben wir keinen Weg systematischer Bewältigung, wie es ihn zum Beispiel für eine Rechenaufgabe gibt. Hier, in der Philosophie, gilt nur noch eines: Erleben — Erfassen durch «Innenschau» (lateinisch «In-tuition») — tastendes Gestalten, in ständiger Selbstprüfung und Unterwerfung unter weitere, äußere wie innere Erfahrung. Es klingt vielleicht ketzerisch, soll aber doch ausgesprochen werden: Philosophie, als letzter Hintergrund aller Wissenschaft, steht nahe bei der *Kunst*. Auch dort, in der Kunst, gibt es ja keine «wissenschaftlich exakte» Methode. Es gibt Handwerk,

Technik, Regeln, aber sie allein genügen auf keine Weise. Anfang und Ende auch des künstlerischen Schaffens ist unmittelbares Handeln, ist «Versuch» nicht im Sinne des geregelten Experimentes, sondern frei menschlicher Tat. In wahrer Philosophie wie in wahrer Kunst ist es so, muß es so sein, daß der Mensch dem Wesentlichen «direkt», «hilflos», «unmittelbar» gegenübersteht.

Doch erhebt sich hier ein Einwand. «Stimmt das, daß die Philosophie keine Methode hat? Was ist denn die *Logik*? Sie erhebt doch den Anspruch, wahre Richtschnur des menschlichen Denkens zu sein und als solche auch wahre und zureichende Methode aller Philosophie!»

Wir anerkennen diesen Einwurf und wenden uns zu einer kurzen Betrachtung der Logik, und zwar in ihrer ältesten und in ihrer neuesten Form, als aristotelische Logik und als moderne «mathematische Logik» oder Logistik.

Hier machen wir nun eine Entdeckung, die für unsere Frage von größter Wichtigkeit ist: 1. Die Logik ist ein System von Begriffen und Verbindungsregeln, geschaffen zur denkenden Bewältigung der Welt; 2. die Begriffe *ruhen*, wie bei Aristoteles ganz klar hervorgeht, auf *Zeichen* — auf den Zeichen, welche die *Sprache* zur Verfügung stellt.

Wenn wir die logischen Schriften des Aristoteles aufschlagen, glauben wir zuerst, sprachwissenschaftliche Schriften vor uns zu haben. Nehmen wir zum Beispiel die «Kategorien». Das Büchlein beginnt: «Von ‚täuschend gleichnamig‘ spricht man, wenn zwei Dingen nur der Name gemeinsam ist, der hinter dem Namen stehende wahre Sinn jedoch verschieden.» Gemeint sind hier Verhältnisse wie etwa bei unserem deutschen Wort «Bank», das zugleich Name eines Sitzmöbels und eines Kreditinstitutes ist. «Echte Gleichnamigkeit» liegt dagegen für Aristoteles vor, wo die Gemeinsamkeit des Namens auch eine Gemeinsamkeit des Wesens ausdrückt, so zum Beispiel das «Bank» in «Kantonalbank, Nationalbank, Volksbank». Das zweite Kapitel der Kategorien beginnt: «Die Worte werden entweder mit Verbindung oder ohne Verbindung gesprochen; mit Verbindung zum Beispiel in ‚der Mensch läuft, der Mensch siegt‘, ohne Verbindung dagegen ‚Mensch, Stier‘ und ‚läuft, siegt‘!» Dann wird erörtert, wie etwas von dem ihm Zugrundeliegenden ausgesagt wird, wie weit es dann gilt usw.

Kurz zusammengefaßt: Wir finden eine Abhandlung über den richtigen und damit erfolgreichen *Gebrauch der Sprache beim wissenschaftlichen Disputieren und, darauf gestützt, beim systematischen Denken*. Auch der Titel «Kategorien» heißt ja nichts anderes als «Formen der Aussage».

Die zweite Schrift des Organon, «Peri Hermeneias, über die Auslegung» beginnt noch sprachwissenschaftlicher. Da lesen wir: «Zuerst müssen wir aufstellen, was Nennwort ist und was Verb, dann, was Bejahung und Verneinung und Darstellung und sinnvoller Satz.» Wir lesen eine Abhandlung über den Satz, seinen Aufbau aus Subjekt und Prädikat, seine verschiedenen Arten usw. «Logik» im Sinne von «Denklehre» finden wir erst im dritten Stück des Organon, in der zentralen Abhandlung «erste Analytiken». Diese beginnen: «Ich habe zunächst zu sagen, worüber diese Untersuchung handelt und wozu sie gehört. Sie handelt vom *Beweise* und gehört zur *auf Beweisen aufgebauten* Wissenschaft. Dann muß bestimmt werden, was ein Satz, was ein Begriff, was ein Schluß ist» usw.

Nun wird in aller Ausführlichkeit angegeben, wie man zwei Sätze so bilden und verbinden kann, daß daraus mit Notwendigkeit ein dritter gültiger Satz folgt, zum Beispiel, modern illustriert:

«Herr Streuli ist Zürcher Kantonsbürger;
jeder Zürcher Kantonsbürger ist Schweizer Bürger;
also: Herr Streuli ist Schweizer Bürger.»

Das klassische Beispiel in den Handbüchern der Logik lautet:

«Gaius ist ein Mensch;
jeder Mensch ist sterblich;
also: Gaius ist sterblich.»

Hier fassen wir den Kern der aristotelischen Logik, ja aller formalen Logik bis zum heutigen Tag, und wir können ihn auf die kurze Formel bringen: Verbindung von *sprachlichen* Zeichen nach einem *mathematischen* Verfahren. Was ist unser Beispielschluß, was sind alle logischen Schlüsse anderes als *Systeme von drei Gleichungen*, wobei jeweils die dritte durch die beiden vorangehenden bestimmt ist!

«Logik», «wissenschaftliche Denk- und Beweismethode» ist also bei ihrem Schöpfer Aristoteles «mathematisch geregelter Gebrauch der Zeichen, welche uns die Sprache darbietet.» Nun ver-

stehen wir, wieso seine logischen Schriften so «sprachwissenschaftlich» aussehen: die Sprache, als ein unvollkommenes, unexaktes, vormathematisches Zeichensystem, muß für diesen neuen «exakten» Gebrauch zuerst gereinigt werden. Vieldeutige Wörter kann man hier nicht brauchen, sonst liefert das Schlußverfahren die tollsten Fehler. Ferner gilt Mathematik nur für *Größen*, und man muß also den *Umfang* bestimmen, den jedes Wort haben soll. «Wie weit soll es gelten, was soll es alles nennen können?» Durch exakte Beantwortung dieser Frage wird aus dem gewöhnlichen *Wort* der logische *Begriff*. Auch dann noch muß das Verfahren gegenüber der reinen Mathematik *eingeschränkt* werden. So kann zum Beispiel eine Gleichung immer umgekehrt werden. 3 mal 5 ist 15, und 15 ist 3 mal 5. Wendet man aber diese volle Umkehrbarkeit und freie Verbindbarkeit auf die sprachlichen Zeichen an, so entstehen wieder tolle Fehlschlüsse, wie zum Beispiel: «Gaius ist ein Lebewesen, der Esel ist ein Lebewesen, also ist Gaius ein Esel» usw. Das «ist» hat eben nicht die Schärfe des mathematischen «gleich»!

Doch können wir hier nicht weiter ins Einzelne gehen. Wir halten zusammenfassend fest: Die traditionelle Logik ist ein Denk- und Beweisverfahren, beruhend auf dem Gebrauch des ererbten Zeichensystems «Sprache» nach dem Verfahren des wissenschaftlich aufgebauten Zeichensystems «Mathematik».

Dabei ist aber das mathematische Scharfe in ihr nur sekundär. Zugrunde liegt die ererbte Sprache mit den von ihr geschaffenen, unvollkommenen und oft widersprüchlichen Zeichen, und die Ungenauigkeit dieser gänzlich unmathematischen, unexakten Grundlagen läßt sich vielleicht in gewissem Maß korrigieren, niemals aber völlig ausschalten.

Damit ist auch unmittelbar klar, wie wenig diese Logik als tragfähige Methode gebraucht werden kann für Philosophie, wie wir sie umschrieben haben.

Betrachten wir nun das moderne Gegenstück zu Aristoteles: die mathematische Logik oder Logistik. Hier finden wir nun freilich das Mathematische nicht nur sekundär, zur notdürftigen Mathematisierung schon vormathematisch geprägter Zeichen; hier steht die Exaktheit und Geschlossenheit des mathematischen Verfahrens am Anfang. Die Zeichen und Bindemittel werden nur so weit gebildet, als sie derartige Geschlossenheit zulassen. Hier

ist also die Sicherheit und Allgemeingültigkeit vorhanden, die wir bei der aristotelischen Logik vermissen.

Dafür ist aber das *Gebiet* gewaltig eingeschränkt: Alles, was nicht eindeutig als *Größe* oder als *Lage* (Relation) faßbar ist und durch seine Größe und Lage bestimmt ist, fällt heraus.

Die Logistik ist also, von der Philosophie her gesehen, wohl ein höchst wertvolles Kontrollmittel für das, was durch Größe und Lage erfaßbar ist. Aber daß sie ein Prüfungsinstrument für das ganze Gebiet der Philosophie wäre oder gar eine positive Methode, durch welche sich das erstrebte, letzte Verständnis von Mensch und Welt gewinnen ließe — davon kann doch wohl nicht die Rede sein.

Es ist ferner bemerkenswert, daß auch die Logistik eine sonderbare Neigung zur *Sprache* hat, so scharf sie auch mit der historischen Sprache, der «Umgangssprache», ins Gericht geht. Die Logistik stellt *Sätze* auf. Sie prüft den *Sinn* von *Sätzen*. Sie verbindet die *Sätze* zu Systemen. Sie diskutiert dabei die sprachlichen Bindewörtchen «und, oder, falls, dann und nur dann, wenn» usw. Ja, die Bemühung um *Sätze* und ihre Verbindung, der «*Aussagen-Kalkül*» ist das Herz der Logistik. Damit liegt auch hier «*Sprache*» vor, zwar nicht eine historische, ererbte, unvollkommene Sprache, aber eine erstrebte, mathematisch klare *Idealsprache*.

Schließen wir diesen Exkurs über Logik und Logistik ab und betrachten wir die Ergebnisse von unserer Hauptfrage aus. Wir sagten vorher: eine Methode im vollen, strengen Sinne dieses Wortes *kann* es für die Philosophie nicht geben. Auch Logik, in alter oder in moderner Form, ist *keine* solche Methode. Soweit wir sie aber in beschränkterem Maß als Hilfsmittel der Philosophie anerkennen, finden wir als ihre Grundlagen *zwei Zeichenwelten*: die folgerichtig aufgebaute, aber nur für Größen- und Zahlverhältnisse gültige der *Mathematik* und die unvollkommene, vielfältig geschichtete, aber dafür alle Lebensgebiete umfassende der *Sprache*.

Soweit also die Philosophie auf der Logik ruht, soweit ruht sie auch auf der Sprache, auf ihrem Prinzip und auf ihren Einzelzeichen.

Sie ruht aber noch viel mehr darauf! Denn auch alles das an der Philosophie, das nicht durch logische Ableitung gewonnen

wurde, sondern durch direkte Schau, durch unmittelbares tastendes Gestalten aus einem Erlebnis heraus — und das ist gewiß das Größte und Wichtigste daran — auch alles das *wird mit sprachlichen Mitteln ausgedrückt* und trägt die Spuren dieses Instrumentes oder dieses Mediums, wie man will, sichtbar an sich.

Denn die Möglichkeit des Ausdruckes, der Darstellung, der *Aussage* — sie verändern nicht erst etwas schon fertig Gedachtes und Gestaltetes! Sie wirken schon beim ersten Gestaltungsprozeß mit, sie haben maßgeblichen Anteil, sei es bewußt oder unbewußt, an aller denkerischen Formwerdung. Die Entwicklung der Logik ist dafür nur *ein* besonders klares und eindringliches Beispiel.

So kommen wir aus der Betrachtung der *Philosophie* und ihrer Methode ganz von selbst auf unsern zweiten Teil, auf die Betrachtung der *Sprachwissenschaft* und ihrer Methode.

Wir fassen auch unmittelbar die zentrale Fragestellung für diesen Teil: Gibt es eine eigenständige, methodisch sicher begründete Sprachwissenschaft, die der Philosophie selbständig zur Seite treten kann und ihr gerade dadurch den geforderten Dienst zu leisten vermag: *Klärung und Deutung der zeichenhaften Grundlagen und Ausdrucksmittel?*

II

Wir fragen also nach dem Kernbereich der Sprachwissenschaft und nach der Möglichkeit einer objektiv begründeten Methode. Doch stocken wir hier schon. Es gibt Sprachgeschichte, Sprachgeographie, Grammatik, Bedeutungslehre usw. Wo stoßen wir auf ein Zentrales? Gibt es so etwas überhaupt?

Hier kommt uns Ferdinand de Saussure zu Hilfe, den wir als den eigentlichen Begründer der modernen Sprachwissenschaft ansprechen möchten. Er sagt: *Sprache* ist ein gesellschaftliches Zeichensystem. Erste Notwendigkeit der *Sprachwissenschaft* ist damit, *ein zureichendes Verständnis zu gewinnen für das Funktionieren* aller Einzelzeichen, Formzusammenhänge, Verbindungsweisen usw. in *einem* Sprachsystem, das heißt in *einer* aktuellen, räumlich und zeitlich gegebenen Sprachgemeinschaft.

Diese Art von Sprachforschung, die nur auf das jetzige Funktionieren der Teile geht und sich nicht darum kümmert, welche andere Funktion einzelne dieser Teile in einem früheren System hatten (oder in einem späteren gewinnen werden) — das ist

«linguistique synchronique», zustandserforschende, systembetrachtende Sprachwissenschaft. Die historische Entwicklung sowie die geographische Verbreitung der einzelnen Zeichen wie der ganzen Systeme, so wichtig und spannend sie an sich sind, treten demgegenüber in den zweiten Rang.

Mit dieser Betonung der «linguistique synchronique» stößt de Saussure freilich eine Anschauung um, die durch das ganze 19. Jahrhundert fast unbestritten geherrscht hat: daß Sprachwissenschaft ihrem Wesen nach eine *historische* Wissenschaft sei und nur eine *historische* Behandlung zulasse.

Tatsächlich ist ja die Sprache etwas vom Allerhistorischsten, was wir haben. Und sie soll zu ihrer Deutung primär ein nicht-historisches Verfahren erfordern?

Wir wollen diese Lage zu verstehen versuchen durch einen Vergleich mit dem *Recht*. Auch das Recht ist eine eminent historische Größe und kann ohne seine Geschichte wohl nie voll verstanden werden. Trotzdem müssen Richter und Anwalt in erster Linie vom *geltenden* Recht, vom heutigen Gesetzestext und von der heutigen Spruchpraxis ausgehen. Nur sekundär, nur «subsidiär» können sie die *Entwicklung* heranziehen, die Anstöße und Absichten, die zum heutigen Zustand geführt haben und die zum Beispiel aus Parlamentsprotokollen usw. zu entnehmen sind.

Dieser Vergleich soll uns helfen zum Verständnis einer Notwendigkeit, die vielleicht zuerst paradox anmutet: Wir müssen nämlich die Sprache, dieses Allerhistorischste, dieses älteste lebendige Geschichtsgut, das wir haben, zuerst mit *unhistorischen*, mit *rein systematischen* Methoden untersuchen, und erst gestützt auf die Ergebnisse dieser *rein systematischen* Behandlung können wir auch zum wahren *historischen* Verständnis vorstoßen.

Das Kerngebiet aller Sprachwissenschaft ist demnach die systematisch-funktionelle Deutung jedes gegebenen Sprachzustandes *aus sich selbst heraus*, aus seinem eigenen, innern Systemzusammenhang, aus seinem Funktionieren und seiner Geltung für seine aktuelle Teilhaberschaft — soweit solche Deutung irgend möglich ist. Erst sekundär kommt hinzu, daß wohl jeder existierende Sprachzustand in sich mehrfach überbaut ist und daß er in diesem Bau die Spuren einer mehr oder weniger weit zurückreichenden Entwicklung noch erkennen läßt — ja, daß oft zum vollen Verständnis eine Rekonstruktion dieser Entwicklung unerläß-

lich ist. *Primär* ist aber immer die «vorhistorische», die *rein systematische* Betrachtung. Erst wo sie dazu zwingt, darf und muß die *historische* Deutung einsetzen.

Was ist nun aber «vorhistorische» wissenschaftliche Erfassung eines gegebenen Sprachzustandes? Was kann hier «wissenschaftliche Erfassung» überhaupt heißen? Es heißt nichts anderes als *geeignete, zureichende Begriffsbildung*. Wir müssen diejenigen *Begriffe von Einheiten, Arten, Formen, Verbindungsweisen usw.* schaffen, die uns alles Einzelne und das Ganze in seinem Zusammenspiel am besten durchsichtig machen. Diese Begriffe müssen so gefaßt sein, daß sich mit ihrer Hilfe möglichst einfach *diejenigen Regeln aufstellen lassen, durch welche das ganze, vorläufig chaotisch reich vor uns liegende Gesamt von Spracherscheinungen unserem ordnenden Denken am besten zugänglich gemacht werden kann*.

Dieses Ergebnis unserer Prüfung ist einerseits erschreckend, andererseits tröstlich. Erschreckend, weil wir sehen, wie weit vorn wir im Grunde beginnen müssen. Tröstlich, weil wir uns damit in der gleichen Ausgangslage befinden wie die in vielen Beziehungen als vorbildlich zu anerkennende Naturwissenschaft, ja wie alle wahre Wissenschaft überhaupt.

Von der Naturwissenschaft lassen wir uns nun auch methodisch anregen. De Saussure sagt einmal («Cours» 154): «Man müßte mit den Einheiten beginnen, sie abgrenzen und ihre Verschiedenheit erkennen. Man müßte suchen, worauf die Gliederung in Wörter ruht... Dann müßte man die Untereinheiten klassieren, dann die höheren Einheiten» usw. usw.

Dieses Programm, das de Saussure im conditionel gibt, versuchen wir nun für *einen* gegebenen Sprachzustand zu verwirklichen. Zu diesem Zwecke wenden wir auf unsere Muttersprache, unser Deutsch, ein naturwissenschaftlich-experimentierendes, mathematisch begründetes Verfahren an.

Freilich wissen wir, daß die Sprache letzten Endes auf dem *Erleben* aller Sprachteilhaber ruht und daß wir diesem *Erleben* der Zeichen und ihrer Werte mit Mathematik und mit Experiment *niemals voll* beikommen. Es ist aber auch nicht so viel, was wir von der nun zu beschreibenden Methode verlangen. Daß wir *am Ende* mit Selbstbeobachtung, mit Deutung *aus dem Erleben heraus* werden arbeiten müssen, das ist uns klar. Darum wählen

wir auch als Gegenstand eine Sprache, die wir wirklich beherrschen und als volle Teilhaber mittragen, eben unser Deutsch.

Wenn wir aber *zuletzt*, für den Ausbau, immer wieder auf die Selbstbeobachtung des einzelnen, individuellen Sprachteilhabers rekurrieren müssen, so schließt das nicht aus, daß wir *zuerst*, für die *Grundlagen*, eine überpersönliche, von jedem beliebigen Sprachteilhaber jederzeit kontrollierbare, *mathematisch-experimentelle Methode* anwenden.

Wir stützen uns auf die Tatsache, daß die Sprache nicht eine Sammlung von völlig unabhängigen, isolierten Zeichen ist, sondern eine Art *System*, wo jedes Zeichen sich irgendwie auf das andere bezieht. Das nützen wir nun aus, indem wir, ausgehend von irgendeinem Text, *alle möglichen Veränderungen vollziehen und alle daraus entspringenden Reaktionen der Sprecher — und dadurch Reaktionen der Sprache — beobachten und vergleichen*. Und zwar verstehen wir unter solchen Reaktionen der Sprecher nicht Gefühle, Stimmungen usw., sondern *die veränderten sprachlichen Gestaltungen, zu denen wir selbst oder irgendwelche Versuchspersonen von irgendeinem Originaltext her gelangen*. Illustrieren wir das durch ein Beispiel, soweit die Zeit reicht*. Das dritte Kapitel des goetheschen «Wilhelm Meister» in seiner Urfassung, der «theatralischen Sendung», beginnt, nachdem im zweiten Kapitel von einer Puppenspielaufführung am Weihnachtsabend berichtet worden ist:

I { ¹ „Den andern Tag war eben alles wieder verschwunden,
² der mystische Schleier war aufgehoben,
³ man ging durch diese Türe wieder frei aus einer Stube in die andere,
⁴ aus der Abends vorher so viel Abenteuer geleuchtet hatten“.

Ein solches Stück Sprache, das wir unmittelbar verstehen und das auch ein anderer als Goethe geschrieben haben könnte, unter-

* Eine vollständige Durchführung dieser Arbeit, auf der die hier gegebenen knappen Hinweise ruhen, erscheint im Herbst 1950 unter dem Titel «*Die grammatische Struktur des Deutschen; Arten, Formen und Verbindungsweisen der sprachlichen Einheiten im Deutschen, neu gefaßt nach den Ergebnissen der modernen Sprachwissenschaft, vor allem seit Ferdinand de Saussure und Edmund Husserl*» (Umfang ca. 450 Seiten).

werfen wir nun unserem Experimentieren. Zunächst versuchen wir es auf verschiedene Weise zu lesen oder uns vorlesen zu lassen. Wir verändern also die Klanggestalt, die Stimmführung, ohne an den Wörtern und ihrer Folge irgend etwas zu verletzen. Die möglichen Veränderungen des Klanges erweisen sich nun als keineswegs willkürlich und unbegrenzt. Wir können zum Beispiel statt *einer* Klangeinheit mit vier Teilbogen *drei* Einheiten bilden, wovon die letzte mit zwei Teilbogen. Das klingt so:

Klangprobe:

- I Den andern Tag war eben alles wieder verschwunden.
 II Der mystische Schleier war aufgehoben.
 III { ¹ Man ging durch diese Türe wieder frei aus einer Stube
 in die andere,
 ² aus der Abends vorher so viel Abenteuer geleuchtet hatten.

Es ist aber nicht möglich, auch nur zwei der Teilbogen rein zu *einer* Einheit zu verschmelzen. Wenn jemand in *einem* Zuge läse «Den andern Tag war eben alles wieder verschwunden der mystische Schleier war aufgehoben» — dann wird das von jedem, der Deutsch kann, als *falsch* taxiert.

Noch weniger ist es möglich, die Einschnitte ganz anders zu legen, zum Beispiel «Der mystische Schleier war. Aufgehoben man ging» usw.

Durch das Experimentieren *grenzen sich also ganz deutliche, bestimmte Einheiten heraus*. Wir gewinnen auf objektive Weise «kleinste Klangeinheiten». Wir treffen damit auf das, was man von jeher «Satz» genannt hat.

Wir können aber nicht nur mit dem Gesamtklang experimentieren. Wir versuchen einmal, einzelne Teile zu ersetzen: *Ersatzprobe*. Auch solcher Ersatz ist nur *in ganz bestimmten Stücken, innerhalb ganz bestimmter Grenzen* möglich, wie die Tafel zeigt.

Ersatzprobe für Satz 2 oder II:

Der	mystische	Schleier	war	auf	gehoben.
dieser	dichte	Vorhang	wurde	weg	gezogen
jener	dunkle	Überzug	blieb	ab	gerissen
jeder	usw.	usw.	ist	fort	usw.
usw.			scheint	usw.	
			usw.		

Auch hier erhalten wir wieder *ganz bestimmte, wohlabgegrenzte Einheiten*, die freilich viel kleiner sind als unsere vorher gewonnenen Klangeinheiten. Jede dieser neuen Einheiten enthält in sich ein Stück abtrennbaren, in gewissem Maße für sich faßbaren *Inhalt*. Wir treffen auf das, was man seit je unter «Wort» verstanden hat.

Wie verhalten sich nun die kleinsten Inhaltseinheiten zu den kleinsten Klangeinheiten, oder die Wörter zu den Sätzen? Wir verwenden eine weitere Probe. Wir versuchen, unter Erhaltung der Wörter und des Gesamtsinnes die einzelnen Teile umzustellen. Wir nennen das «Verschiebprobe»

Verschiebprobe für Satz 1 oder I:

Den andern Tag war eben alles wieder verschwunden.

Den andern Tag war eben wieder alles verschwunden.

Den andern Tag war alles eben wieder verschwunden.

 Alles war eben den andern Tag wieder verschwunden.

 Alles war eben wieder verschwunden den andern Tag.

Verschwunden war eben wieder alles den andern Tag.

War den andern Tag eben wieder alles verschwunden (so sah man doch noch . . .)

Auch hier treffen wir auf ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten. Wir können längst nicht jedes Wort verschieben wie wir wollen. «Den andern war eben Tag alles verschwunden wieder» ist Kauderwelsch, kein Deutsch mehr. Auch hier grenzen sich also Einheiten, nur gemeinsam verschiebbare Stücke, heraus. Sie halten an Umfang die Mitte zwischen den bisher gefundenen zwei Einheitsarten, den Wörtern und den Sätzen. Für unsern Text ergibt sich:

Ganzer Text, nach Gliedern:

1. Den andern Tag/war/eben/alles/wieder/verschwunden,
2. der mystische Schleier/war/aufgehoben,
3. man/ging/durch diese Türe/wieder/frei/von einer Stube/in die andere,
4. aus der/Abends vorher/so viel Abenteuer/geleuchtet/hatten.

Wir sind damit auf die Zwischeninstanzen zwischen Wort und Satz gestoßen, die man *Satzteile* oder *Satzglieder* nennt.

So haben wir auf objektive Weise, rein von der Sprache aus, bereits drei Reihen von Einheiten gewonnen. Wir haben sie vor allem gewonnen *ohne jede vorzeitige Benutzung logischer, philosophischer oder psychologischer Kategorien*, und ohne jede Entlehnung aus einer schon gestalteten Grammatik einer andern Sprache, zum Beispiel des Lateins.

Wir haben damit eine Methode, welche die Einheiten einer Sprache auf objektive Weise aus dieser Sprache selbst zu gewinnen gestattet.

Das Experimentieren leistet aber noch mehr. Wenn wir nun die Ersatzprobe weiter anwenden, gewinnen wir Formenreihen, zum Beispiel für «war» in Satz 2 «ist, sei, wäre, wird, wurde, blieb, bleibe, bliebe» usw. Die weitere Anwendung der Umstellprobe liefert uns Stücke mit festen Plätzen, zum Beispiel Glieder, die immer den zweiten Platz einnehmen — «war» in Satz 1 — oder den letzten Platz oder den ersten.

Für alle auf diese Weise gewonnenen Einheiten, Plätze, Formzusammenhänge usw. können wir dabei mathematisch-experimentelle Sicherheit behaupten und damit wissenschaftliche Objektivität, soweit bei jedem Beispielsatz das Urteil möglich ist: «Das ist ein deutscher Satz — das ist kein deutscher Satz mehr.» Wir haben ja ein rein experimentelles Verfahren angewandt, das wir mit mathematischer «Invariantenforschung» vergleichen könnten; wir haben auch noch gar nichts über *Bedeutungen*, über *Qualitäten* entschieden, sondern erst *quantitative* Resultate gewonnen: Abgrenzungen, Plätze, Reihen, Gliederzahlen usw. Wir sind also durchaus im Bereiche von *Ausdehnung und Zahl*, das heißt im Bereiche der *Mathematik* geblieben.

Freilich: wenn wir nun weiter gehen, müssen wir früher oder später diesen Bereich verlassen. Wir müssen nun die gefundenen Abgrenzungen *deuten*, die Plätze, Formenreihen usw. *interpretieren*. Wir haben damit schon begonnen, als wir gleichsetzten: «kleinste Klangeinheit = Satz, kleinste Inhaltseinheit = Wort, kleinste Umstelleinheit = Satzglied.»

Bei diesem Interpretieren müssen wir den Unsicherheitsgrad anerkennen, der für alle Erkenntnis gilt, die sich über die Mathematik hinauswagt und zur Deutung vorstößt. Hier treffen wir ins-

besondere auch auf alle Schwierigkeiten und Fehlerquellen, an denen Grammatik und Logik von jeher gelitten haben. Aber wir sind diesen Gefahren dadurch viel besser gewachsen, daß wir den festen *Rahmen* für alle Deutung immer schon haben und daß wir die Ergebnisse immer wieder neuer experimentierender Kontrolle unterwerfen und sie dadurch, wenn nötig, stets berichtigen können.

Es ist verlockend, *diese* Anwendung der Mathematik auf die Sprache zu vergleichen mit derjenigen «Mathematisierung» sprachlicher Zeichen, die wir bei der *Logik* gefunden haben. Das Verhältnis ist *gerade umgekehrt*. *Dort* lagen die sprachlich-unvollkommenen Zeichen mit all ihren Deutungsschwierigkeiten *zu Grunde*; die Mathematik kam sekundär und nur mit dem ganz groben Prinzip des Systems von drei Gleichungen. *Hier*, bei unserem Verfahren, liegt mathematische Grenzen- und Rangbestimmung *zu Grunde*, und die Deutung, die Wertzuschreibung, folgt erst in zweiter Linie.

Was dieser Unterschied für die wissenschaftliche Brauchbarkeit bedeutet, liegt auf der Hand.

Dafür sind freilich auch die *Ziele*, die *Ansprüche* anders. Die Logik will ein *volles System der wahren menschlichen Denkformen* geben. Unsere Sprachwissenschaft hat nicht diesen Ehrgeiz. Sie will nur herausheben, was in dieser konkreten, unvollkommenen Sprache — nämlich für unsern Fall im heutigen Deutsch — schon an Denksentscheiden, an philosophischen Ergebnissen, an Kategorien enthalten ist.

Das ist es aber auch nur, was wir für unser Anliegen brauchen. Wir können nun die Frage, die unsern zweiten Teil einleitete, mit gutem Gewissen bejahen: Es *gibt* die Möglichkeit einer eigenständigen, methodisch sicher begründeten Sprachwissenschaft. Diese Sprachwissenschaft kann selbständig neben die Philosophie treten und, zusammen mit der Mathematik, das leisten, was die Philosophie unbedingt braucht: *eine objektive Klärung der zeichenhaften Grundlagen und Ausdrucksmittel*.

Mit diesem Ergebnis sind wir aber nicht nur am Schluß des zweiten Teils, sondern am Schluß unseres ganzen «Eintretensreferates». Auch hier können wir die Frage bejahen: *Es hat einen guten Sinn, mit wissenschaftlichen Mitteln an den Zusammenhang von Sprachwissenschaft und Philosophie heranzugehen*. Wir sehen nicht nur die Wünschbarkeit, ja die dringende Notwendigkeit

solcher Arbeit, sondern wir sehen auch einen *Weg*, der uns hier zu objektiven, stets kontrollierbaren und damit wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnissen führt. Dieser *Weg* führt *von* der Sprachwissenschaft *zur* Philosophie.

Wir können sagen: Sprachwissenschaft ist für die Philosophie eine Prüfung des verwendeten Instrumentes, der verwendeten Denk- und Ausdrucksmittel. Sie zeigt, was diese Mittel an sich für Eigenheiten, ja für Tücken haben. Sie lehrt überall die Frage stellen: was liegt schon im Instrument, im verwendeten Ausdrucksmittel, in der oft unbewußt benutzten Denkhilfe? Und erst eine möglichst genaue und umfassende Beantwortung dieser Frage wird den Blick frei machen auf das, was nun wirklich durch das Instrument ausgedrückt werden soll, was *hinter* dem Bereich der verwendeten Zeichen liegt, das Eigentliche, Erlebte, Geschaute, das gestaltet werden sollte, die Wirklichkeit.

Dabei zeigt sich aber auch eines ganz klar: alle Zeichenwelten, so sehr sie zum wahren «Dahinter» *leiten*, es *ausdrücken*, es *darstellen* — sie sind *nie selbst* dieses «Dahinter». Zeichenwelt und Sein, und damit auch Sprache, Sprachwissenschaft und Philosophie, werden also *nie identisch sein*. In diesem Punkte müssen wir Humboldt widersprechen, der an einer berühmten Stelle sagt, man könne sich Sprache und Nationalgeist nicht identisch genug vorstellen. In solcher Identifizierung erkennen wir romantische Übersteigerung und Idealisierung. Wir versuchen statt dessen zu formulieren, und damit schließen wir:

Philosophie ist das ständige, ständig neue Ringen des Menschengesistes um letzte Klarheit.

Sprache ist ein Zeichenwesen, das ungezählte Ergebnisse früheren solchen Ringens festhält und damit auch der gegenwärtigen Denkarbeit als Ausdruck und oft als Leitfaden dient.

Sprachwissenschaft ist ehrlich-kritische Bemühung, dieses gleichzeitig gewaltige und ohnmächtige, wundervolle und doch unzulängliche Instrument und Ausdrucksmittel «Sprache» so genau als möglich zu erforschen, es aus sich selbst heraus so rein als möglich zu erfassen und zu deuten und dadurch die Bahn frei zu machen, durch die Zeichen hindurch, zu einem möglichst wahren und vollen Verständnis des Menschen und seines Lebens in der Welt.